

(Nachdruck verboten.)

1) Der Wittiber.*)

Von Ludwig Thoma

1. Kapitel.

„Um d' Kathi is schad; dös behaupt' i, weil 's wahr is, und foa besserne Hauserin (Hausfrau) is weit umadum net g'wes'n," sagte der Zwerger von Arnbach, und Männer und Weiber, die beim Reichentrunf saßen, nickten beistimmend.

„De Ehr' muas ihr a niada (jeder) Mensch lass'n, das ihr d' Arbet guat von da Hand ganga is."

„San?"

Die Fischerbäuerin von Neured redete undeutlich, weil sie ein tüchtiges Stück Wurst kaute; aber wie sie es hinuntergeschluckt hatte, wiederholte sie ihre Worte.

„Das ihr d' Arbet guat vo da Hand ganga is, sag i."

„Und halt vastanna hat sie 's aa," rief einer über den Tisch hinüber.

„Freili hot sie 's vastanna. Und gar so viel a guate Melcherin is sie g'wesen," sagte die Fischerbäuerin, die als Schwester der Verstorbenen heute ein Aufhebens machen durfte. „Solchene muas it (nicht) viel geb'n, und it leicht, das a mal a Kuah nach ihr ausg'schlag'n hat, und vo drei Strich hat sie so viel Milli ausg'molka, wia'r an anderne aus vieri."

„Und g'roth'n is ihr alsjammete," rief die Suberin von Glonn, „sie hat a niad's Raibi (Kalb) durchbracht; und bal (wenn) si oans no so g'ring herg'schaugt hat, is ihr it umg'stanna."

„Was mög'st?" fragte der Zwerger, den die Fischerbäuerin anstieß. „Ah so! Geh, theat's d' Würscht no mal her!"

Und er gab der Nachbarin hinaus, die mit Messer und Gabel darüber ging und wehleidig sagte: „Es is schad um sie, weil sie gar so viel a guate Melcherin war."

Der Schormayer von Kollbach hörte die Lobreden oder hörte sie nicht; er schaute verloren an sein Bierglas hin; und wenn er den Deckel aufmachte und eines trank, geschah es auch gedankenlos und ohne Genuß.

„Was hoscht jekt an Sinn?" fragte ihn der Zwerger.

„Wia?"

„Was d' an Sinn hoscht? Uebergibst (den Hof), oda machst alloa furt?"

„I bin do it alloa."

„Ja no, dei Tochter werd aa it ledi bleib'n mög'n; und bal sie heireth, was is nacha?"

„Dös woasch i jekt aa it."

„Geh, Zwerger, laß guat sei! Wer red't denn von Uebageb'n, bal ma d' Muatta erst vor a Stund ei'grab'n hamn?"

Der Schormayer Lenz sagte es, und zeigte sich überhaupt als rechtsinnigen Menschen, der auch im Unglück seine fünf Sinne beisammen hat, indem er acht gab, das beim Leichenmahl alles mit Ordnung ging und Verwandte und Gefreundete herzlich zugriffen.

„Ja no," antwortete der Zwerger, „mi red't grad; und wer woasch, wann mi wieda beinand is. Und es is guat g'moant g'wen, Schormayer; des sell derst g'wis glaab'n."

„Wia?"

„I sag, das i dir nig schlecht's moan, und nig für unguat!"

„Na, na!"

„Bal d' Kathi bei'n Leb'n blieb'n waar, kumnt'st freili no a fünf Jahr regier'n, aber a so werd 's dir hart o'femma."

„Ja, ja."

„Sie is so viel a guate Melcherin g'wen, und in Stall überhaupts hat 's foa besserne gar it geb'n," sagte die Fischerbäuerin, indes sie einen Köffel Rübenkraut zum Schweinefleisch nahm.

„Der Herr gebe ihr die ewige Seligkeit und lasse sie ruhen in Frieden, Amen!" rief am untern Ende eine scharfe Stimme, die zu den frommen Worten nicht recht paßte.

Und sie ging von der Mamin aus, die mit einem kleinen Güttler ein armeliges und streitersüchtiges Leben führte.

*) Wittwer.

Sie hatte aber auch mit der Katharina Schormayer eine Schwester begraben und mußte deswegen an diesem traurigen Tage gehört werden.

„Amen!" responzierten die Verwandten und Gefreundeten, und räusperten sich dazu; denn sie gönnten der Mamin nicht, das sie das Wort führen sollte.

Dann war es still; bloß das man Gabeln und Messer auf den Tellern krachen hörte, oder auch einen, der seufzte, oder einen, der jagte: „Ja no! Jekt is scho amal a so."

Nach einer Weile jedoch brachte der Zwerger die Unterhaltung wieder in Fluß.

„Des muas mi sag'n, schö hat da Herr Pfarra g'redt, und g'rad sei' hat a sei Sach' fürbracht."

„Er hot überhaupts a guat's Mäuwert (Mundwerk)," lobte der Schneiderbauer; „da is er ganz anderst wia der inser in Arnbach. Der sell fo gar nig."

„Dös is wahr, bei dem muas mi einschlasa, aba an Herrn Meh' lob' i. Er hat der Schormayerin ihr Ehr' geb'n, das mi z'fried'n sei muas."

„Ein fleißiges Weib ist eine Krone ihres Mannes, hat a g'sagt, und dessell hat er aa g'sagt: durch ein weises Weib wird das Haus erbauet. I han ma 's guat g'mirkt."

Die Mamin ließ sich zu oft hören.

„Mir' d' as no! Du fo't as guat brauchal!" schie der Schneiderbauer grob und brachte viele zum Lachen.

„Bal's aba da Herr Pfarra g'sagt hat!"

„Is ja recht, mir' da 's no g'rad!"

„Von a Predigt fo sie a niada was hoam nehma, net grad i alloa."

„Is ja recht."

„Und des sell derf i do sag'n, das mi de Predigt g'fall'n hat, und überhaupts is sie von mir so guat a Schwesta g'wen als wia vo de andern; und des is amal wahr, das er dös g'sagt hat. Ein fleißiges Weib, hat er g'sagt, ist die Krone des Mannes."

„Is ja recht, bal's no du aa oane waarst!"

„Nacha kriaget der Mamin vielsicht gar was für di," sagte der Zwerger; und wieder lachten Verwandte und Gefreundete.

„Schau no, das du was kriagst für de Dei'; und des sell muasch i dir no sag'n . . ."

„Sei amal staad!" mahnte Lenz so nachdrücklich, das di Mamin einhielt.

Und jekt schob auch seine Schwester Ursula die Fleischplatte vor den alten Schormayer hin.

„Geh, Bata, is dennersicht (denn doch) was!"

„I mog it."

„Dös is jekt aa nig, bal du a so da hoscht; is ja des best' Sach'!"

„I mog it, sag' i."

„Widel 's eahn ei!" sagte die Fischerbäuerin. „Dahoam mag er 's na scho."

Der Wittiber trank ein ums andere Mal und schaute mit leeren Augen vor sich hin, das es den Schneiderbauern erbarmte.

„Wie lang bist jekt verheireth g'wen?" fraate er den stillen Mann.

„I?"

„Ja, muasch do bald dreiß'g Jahr sei."

„I ganz. Achtzwanzgi san mi beinand g'wen."

„Is a lange Zeit. Da g'wohnt ma si z'samm."

„Da g'wohnt ma si z'samm, ja, ja! Und jek woasch i gar nig mehr, wo i hi'g'hör', und dahram is nig, und anderst-wo is aa nig."

„Es werd scho wieder, Bata, laß no guat sei!" sagte Lenz.

„Mir' werd 's Dös vastehst du net. Bal mi achtzwanz'g Jahr mitanand g'arbet hat, und is oan Tag g'wen wia den andern, und auf oamal is 's gar, dös is dumm ganga. Dös hält 's it brauch'."

„No schau, bei dir is no net alsjammete aus," tröstete der Zwerger. „Du kost a Waargeld und kost zuaschaug'n, wann's d' heut übagibst."

„Ja, bal i d' Arbet nimma hab, was is denn nacha? Und alloa is d' Arbet aa nimma luschti. Dös is amal nig mehr und werd nig mehr."

Er schaute wieder vor sich hin und rührte nichts an von allem, was aufgetragen wurde.

Den andern aber hatte die Trauer den Appetit nicht verschlagen; sie langten herzhaft zu, und über Essen und Trinken wurde es lebhafter.

Von der seligen Schormayerin war nicht mehr so viel die Rede als von der Ernte und von den Viehpreisen; und jeder wußte etwas zu sagen, was seiner Kenntnis Ehre machte.

Und wie sich der Eifer steigerte, wollte auch der Lenz zeigen, daß er gut beschlagen war.

Die Fischerbäuerin wieder nahm sich der Ursula an und erzählte ihr von einigen Bauernjöhnen, die rund herum mit guter Aussicht fürs Leben zu heiraten waren.

Und wenn ihr die Namen ausgingen, wußte gleich eine andere noch einen besseren zu rühmen; und über ein kurzes steckten die Weiber ihre Köpfe zusammen und waren vom Sterben mitten ins Heiraten gekommen.

Die Asamin nicht.

Ihre Meinung hatte in solchen Fragen erst recht keine Geltung, und überdem hielt sie es für richtig, jetzt mit einigen Wünschen an den Schormayer zu gehen.

Ohne daß es die andern viel bemerkten, setzte sie sich hinter den Wittiber und fing erst einmal kräftig zu seufzen an. Da er nicht darauf achtete, zupfte sie ihn am Ärmel und sagte: „Dös is a wahr's Kreuz!“

Der Schormayer wandte sich um. „Was willst?“

„A Kreuz is, sag i, daß d' Kathi hat sterb'n müass'n.“

„Seh laß du mi aus (zufrieden)!“

„Ja, glaabst, mi bekümmert dös nix? Sie is vo mir aa'r a Schwester a'wen.“

„A woah scho.“

„Und bal i aa g'rad an arme Güatlerin bi, des sell macht da gar nix aus. Vielleicht hon i mehra Derbarma (Erbarmen) mit dir als an anderne.“

„A dank da scho. Ja, is scho recht.“ Und er drehte ihr den Rücken zu.

Aber die Asamin war darüber nicht traurig, sie schaute links und rechts, ob die Gespräche noch im Fließen waren; und wie sie das mit Befriedigung sah, sagte sie wiederum den Schwager am Ellenbogen.

„Was hoscht denn?“

„Du, hat d' Kathi gor it dergleich'n tho, daß sie ihre Verwandt'n a bissel was zuakemma laßt?“

„Na, gar nix.“

„Koa'n Pfening it?“

„Na, sag i.“

„Sollt'st nacha scho du a wengl was thoa, daß mi liaba bet' dafür.“

„Bal's d' net gern bet'st, laßt d' as bleib'n.“

„Sei no net gleich a so gach (hibig). Wi sagt ja grad, weil 's a guat's Werk waar, wann mi an arma Menschen was gab.“

„Du hoscht ihra Lebzeit'n gnuu kriagt, und hoscht as do bloß vabukt.“

„S?“

„Ja, du! Und jeh laß mi mei Ruah!“

„Seh da muah i lacha. Wos hon denn i kriagt von ihr?“

„A red nix mehr.“

Der Schormayer war ein wenig aus seiner allertiefsten Trübseligkeit gerissen und zeigte seiner Schwägerin die breite Seite.

„Quadal!“ brummte er vor sich hin und trank einmal.

(Fortsetzung folgt.)

Märchen der Wirklichkeit.

Von Maxim Gorki.

(Autorisierte Uebersetzung von A. Stein.)

Am dem Tage, da dies geschah, blies der Cirotto, ein feuchter Wind aus Africa. Ein schlimmer Wind — er fällt auf die Nerven, trübt die Stimmung, und das war der Grund, daß die Fuhrleute Guiseppe Cirotta und Luigi Meta miteinander in Streit gerieten. Der Streit entstand unmerklich, niemand wußte, wer ihn angefangen hatte; die Leute sahen bloß, wie Luigi dem Guiseppe an die Brust sprang und seinen Hals zu umklammern suchte, während sein Gegner den biden roten Hals einzog, den Kopf gedrückt hielt und die schwarzen, kräftigen Fäuste schwang.

Man trennte sie sofort und fragte:

„Um was handelt es sich?“

„Blaurot vor Born schrie Luigi:“

„Dieser Stier soll in aller Gegenwart wiederholen, was er von meiner Frau gesagt hat!“

Cirotta wollte sich entfernen. Er kniff seine kleinen Neuglein zusammen mit einer verächtlichen Grimasse, schüttelte den kleinen, schwarzen Kopf und weigerte sich, die Beleidigung zu wiederholen. Darauf rief der andere laut:

„Er sagt, er hat die Liebe meiner Frau kennen gelernt.“

„Sehel“, meinten die Leute, „das ist kein Scherz, das muß ernstlich untersucht werden. Ruhe, Luigi! Du bist hier ein Fremder. Deine Frau ist eine von den Unserigen. Wir alle kannten sie hier als Kind, und wenn Du beleidigt bist, fällt ihre Schuld ehrlich gestanden auf uns alle zurück.“

Man nahm nun Cirotta ins Gebet:

„Gast Du das gesagt?“

„Na, ja“, gestand er.

„Und hast Du wahr gesprochen?“

„Wer hat mich je bei einer Lüge ertappt?“

Cirotta war ein anständiger Mensch, ein guter Familienvater; die Angelegenheit nahm eine schlimme Wendung. Die Leute standen verlegen und nachdenklich da. Luigi ging nach Hause und sprach zu seiner Concetta:

„Ich reise fort von hier! Ich will Dich nicht mehr kennen, wenn Du nicht beweisen kannst, daß die Worte dieses Galunken Verleumdung sind!“

Sie weinte natürlich, aber Tränen sind keine Rechtfertigung; Luigi stieß sie von sich, und so blieb sie denn allein, mit dem kleinen Kinde, ohne Geld und Brot.

Die Weiber nahmen sich ihrer an, vor allem Katarina, die Gemüschhändlerin, eine kluge Fuchsin, wissen Sie, eine Art alter Saß, der mit Fleisch und Knochen vollgestopft ist und hie und da Falten wirft.

„Signore“, rief sie, „Ihr wißt schon, daß unser aller Ehr mit betroffen ist. Es ist kein Leichtsinnsstreich, aus einer allzu hellen Mondnacht geboren; hier ist das Schicksal zweier Mütter in Mitleidenschaft gezogen, nicht wahr? Ich nehme Concetta zu mir ins Haus, sie wird bei mir sein, bis wir die Wahrheit ans Licht bringen.“

So geschah es auch. Und dann rüdten Katarina und die dürre Hexe Lucia, deren Stimme drei Meilen weit zu vernehmen ist, dem armen Guiseppe auf den Leib. Sie riefen ihn zu sich und begannen seine Seele wie einen alten Lappen nach allen Seiten zu zerrn und auszuwinden.

„Na, mein Guter, sag mal, hast Du sie viele Male gehabt, die Concetta?“

Der dicke Guiseppe blies die Wangen auf, überlegte und erwiderte:

„Einmal!“

„Das hätte man auch ohne nachzudenken sagen können“, bemerkte Lucia, wie zu sich selber.

„Geschah das am Abend, in der Nacht oder in der Frühe?“ fragte Katarina, genau wie ein Richter.

Guiseppe wählte ohne nachzudenken den Abend.

„War es noch hell?“

„Ja“, entgegnete der Dummkopf.

„Sol Du hast also ihren Körper gesehen?“

„Na, natürlich!“

„Sag nur, wie er aussieht!“

Nun begriff er, wozu diese Fragen an ihn gerichtet worden waren und sperrte den Mund auf wie ein Sperling, dem ein Korn im Hals stecken geblieben ist. Er murmelte etwas Unverständliches und geriet in eine solche Wut, daß seine großen Ohren sich blaurot färbten.

„Was kann ich darauf sagen? Ich habe sie ja nicht wie ein Arzt untersucht.“

„Ist Du die Früchte, ohne Dich an ihnen zu erfreuen?“ fragte Lucia. „Vielleicht hast Du aber dennoch eine Eigentümlichkeit Concettas bemerkt?“ fragte sie weiter und winkte ihm, diese Schlange, mit den Augen zu.

„Alles geschah so schnell, daß ich wirklich nichts bemerkt habe.“

„Dann hast Du sie nicht befehlen!“ sagte Katarina, die, sonst eine freundliche Frau, im Notfalle auch streng zu sein verstand. Mit einem Wort, sie verwickelte ihn dermaßen in Widersprüche, daß der Würsche zu guter Letzt seinen häßlichen Kopf zu Boden senkte und ein Geständnis ablegte.

„Nichts ist geschehen, ich habe alles aus Bosheit gesagt!“

Die Weiber waren gar nicht erstaunt.

„So dachten wir auch“, sagten sie, entließen danach den Missetäter und übergaben die Sache den Männern, die darüber zu Gericht sitzen sollten.

Am folgenden Tage versammelte sich unser Arbeiterverband. Cirotta stand da, angeklagt wegen der Verleumdung einer Frau, und der alte Giacomina Pasca, der Schmied, hielt eine nicht schlechte Rede:

„Bürger, Genossen, gute Leute! Wir beanspruchen selber Gerechtigkeit und müssen deshalb auch gegeneinander gerecht sein. Mögen alle Leute sehen, daß wir den hohen Wert dessen, was wir beanspruchen, kennen, und daß die Gerechtigkeit für uns kein leeres Wort ist, wie für unsere Herren. Da steht ein Mann, der eine Frau verleumdet, einen Genossen beleidigt, eine Familie zerstört und in eine andere Herzeleid hineingetragen hat, indem er seiner Gattin Qualen der Eifersucht und der Schande bereite. Wir müssen ihm gegenüber streng sein. Was beantragt Ihr?“

Siebenundsechzig Männer erklärten einmütig:

„Heraus mit ihm aus der Gemeindel!“

Aber fünfzehn andere fanden, daß diese Strafe zu hart sei. Es entbrannte ein Streit. Das Geschrei war fürchterlich — handelte es sich doch um das Schicksal eines Menschen, und nicht bloß eines einzigen, denn er war verheiratet, hatte eine Frau und drei Kinder — was hatten die Frau und die Kinder verbrochen? Er besaß ein Haus, einen Weinberg, zwei Pferde, vier Esel für die ausländischen Touristen; dies alles hatte er mit seiner Hände Arbeit erworben, es hatte nicht wenig Mühe gekostet. Der arme Guiseppe hockte einsam im Winkel, finster, wie der Teufel im Kreise der Kinder. Er saß vornübergebeugt auf dem Stuhl, den Kopf zu Boden gesenkt und knüllte den Hut in den Händen. Schon hatte er das Band heruntergerissen und allmählich riß er die Änder ab; seine Finger aber juckten und bebten wie die eines Geigenpielers. Und als man ihn fragte, was er zu sagen habe, erhob er sich, richtete sich mit Mühe gerade auf und sagte:

„Ich bitte um Schonung! Niemand ist sündlos. Nicht von dem Boden vertreiben, auf dem ich länger als dreißig Jahre gelebt, auf dem meine Vorfahren gearbeitet — wird nicht gerecht sein!“

Die Weiber sprachen auch gegen die Ausweisung. Endlich schlug Pasca folgendes vor:

„Ich glaube, Freunde, er wird genügend gestraft sein, wenn wir ihm die Verpflichtung auferlegen, Luigis Weib und Kind zu unterhalten. Wäge er ihr die Hälfte der Summe zahlen, die Luigi verdient hat.“

Man stritt noch lange hin und her, bis man sich endlich auf diesen Vorschlag einigte. Guiseppe Cirotta war sehr zufrieden, daß er so glimpflich davongekommen war, während die anderen froh waren, daß weder das öffentliche Gericht, noch das Messer mitgesprochen hatten, und daß die Angelegenheit im eigenen Kreise erledigt worden war. Wir haben es nicht gern, Signor, wenn über unsere Angelegenheiten in den Zeitungen geschrieben wird, in einer Sprache, in der die verständlichen Worte so selten sind, wie die Zähne im Munde eines Greises, oder wenn die Richter, diese fremden Leute, die das Leben sehr schlecht kennen, in einem Ton von uns sprechen, als wären wir Wilde und sie Engel, die weder den Geschmack von Wein und Fisch kennen, noch ein Weib berühren! Wir sind einfache Leute und sehen das Leben einfach an.

Es wurde denn auch beschlossen: Guiseppe Cirotta ernährt Luigi Metas Weib und deren Kind. Aber die Angelegenheit war damit nicht erledigt. Als Luigino erfuhr, daß Cirotta gelogen hatte, während seine Frau unschuldig war, als er auch unser Urteil vernahm, schrieb er seinem Weibe kurz:

„Komm zu mir; wir wollen gut miteinander leben. Nimm keinen Cent von diesem Menschen, und hast Du schon genommen, so wirf ihm das Geld ins Gesicht. Ich bin unschuldig vor Dir. Konnte ich denn annehmen, daß ein Mann lügen würde, wo es um die Liebe ging?“

An Cirotta schrieb er folgenden Brief:

„Ich habe drei Brüder, und wir vier haben geschworen, daß wir Dich wie einen Hammel abschlachten, wenn Du jemals die Insel verläßt und in Sorrento, Castellamare, Torre oder wo es auch sei an Land gehst. Erfahren wir das, so töten wir Dich, denke daran! Das ist so wahr wie die Tatsache, daß die Leute aus Deiner Gemeinde brave, ehrliche Leute sind. Meine Frau bedarf Deiner Unterstützung nicht. Selbst mein Schwein würde Dein Brot verschmähen. Bleib auf Deiner Insel, bis ich Dir sage — jetzt geh!“

So schrieb ihm Luigi. Man sagt, Cirotta haben diesen Brief unserem Richter gezeigt und ihn gefragt, ob man Luigi wegen seiner Drohung nicht verurteilen könne! Der Richter soll ihm darauf erwidert haben:

„Natürlich kann man das — aber dann werden Sie von seinen Brüdern sicherlich getötet; sie kommen dann hierher und schneiden Ihnen den Hals durch. Ich rate Ihnen: warten Sie lieber! Das ist besser. Der Zorn ist nicht wie die Liebe; er hält nicht lange an.“

Es ist möglich, daß der Richter das gesagt hat; er ist ein guter, kluger Mann und verfaßt schöne Verse; ich glaube aber nicht, daß Cirotta ihn aufgesucht und ihm den Brief gezeigt hat. Nein, Cirotta ist trotz allem ein anständiger Durst, er wird eine solche Raffinesse nicht begangen haben; alle hätten ihn deswegen verachtet und verspottet.

Wir sind einfache Arbeitsleute, Signor, wir führen unser besonderes Leben, haben unsere eigenen Begriffe und Anschauungen, und wir haben das Recht, das Leben nach eigenem Ermessen einzurichten, wie es am besten für uns ist.

Ob wir Sozialisten sind? Oh, mein Freund, ich glaube, der Arbeitsmann wird als Sozialist geboren, und obgleich wir keine Bücher lesen, so erkennen wir die Wahrheit an ihrem Geruch — sie riecht ja kräftig, die Wahrheit, und stets nach derselben Art — nach dem Schweisse der Arbeit.

Der Laubenkolonist.

Sommerarbeiten.

Dem ungewöhnlich trockenen Frühling, der uns sowohl durch anhaltende Dürre wie insbesondere durch den schweren Frost in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai erheblichen Schaden zugefügt hat, ist ein regenreicher Vorommer gefolgt. Die andauernden milden

Landregen, die meist bei warmer Witterung niedergingen, haben die Gartenkulturen gut gefördert und die Vermehrung des Unkrautes stark gehemmt. So steht denn jetzt alles, was nicht ohne hin geschädigt war, in kraftstrotzender Ueppigkeit. Die Gemüseernte hat ihren Anfang genommen und unsere gesamten Gemüsekulturen versprechen reichen Ertrag zu geben; auch Bäume und Sträucher, die infolge der ganz abnormen, monatelang anhaltenden Dürre des vorigen Sommers sehr geschwächt waren, beginnen neu aufzuleben und haben bereits kraftstrotzende Triebe entsandt. Es ist im Hinblick auf die Zukunft der Gehölze, namentlich der Obstbäume, nicht allzusehr zu beklagen, daß der Fruchtansatz in vielen Fällen den durch die vorjährige Dürre geschwächten Bäumen dem Todesstoß gegeben, während ihnen der jetzt vielfach fehlende bzw. mangelhafte Fruchtansatz die Möglichkeit bietet, die geschwundenen Kräfte zu ersetzen, also neu aufzuleben, was sie erneut zur guten Ausbildung von Fruchtholz befähigt. Wenn nicht widrige Umstände eintreten, dürfte die nächstjährige Obsternte eine glänzende werden.

Auch im Sommer und Herbst können gelegentlich Naturereignisse eintreten, gegen die wir Gartenfreunde machtlos sind, so: heftige Gewitterregen, Sturm- und Hagelschauer, die oft im Nu die sorgfältig gepflegten Kulturen in schwerster Weise schädigen oder gar vernichten. Abgesehen von solchen Naturereignissen, wozu auch andauernde Dürre gehört, und mit denen wir immer rechnen müssen, liegt es jetzt aber in der Hand des Gartenpflegers, die Ernte durch sachgemäße Kultur möglichst ausgiebig zu gestalten.

Zu den wichtigsten Sommerarbeiten gehört zunächst die ausgiebige Bewässerung bei Trockenheit. Vorhandenes Regen-, Teich- und Leitungswasser ist natürlich zu bevorzugen. Das Wasser aus Flußläufen ist meist stark durch Fabrikwässer usw. verunreinigt, Brunnenwasser meist zu hart (zu eisenhaltig). Es bleibt aber selten die Wahl, man muß die Wasserart nehmen, die jeweils zur Verfügung steht. Wo aber das Wasser aus Brunnen genommen wird, lasse man es vor der Verwendung erst 12—24 Stunden absetzen, damit es annähernd die Temperatur der Luft annimmt. Zu diesem Zweck ist die Aufstellung einer entsprechend großen Wanne notwendig bzw. eines Betonbassins, das für eine mittelgroße Laubenparzelle mindestens 4—500 Liter Wasser fassen muß. Man gießt im Sommer niemals in den heißen Mittagsstunden, sondern am besten abends, bei ungewöhnlicher Dürre dann noch einmal am frühen Morgen, und pumpt jedesmal nach Beendigung der Arbeit das Bassin wieder bis zum Rande voll. Solzbütten sind in der Anschaffung teuer, in der Haltbarkeit begrenzt und haben außerdem den Nachteil, undicht zu werden, wenn sie an heißen Tagen einmal vorübergehend nicht ganz gefüllt sind. Demgegenüber sind Betonbassins, möglichst solche aus Stampfbeton, von unbegrenzter Haltbarkeit und Dichtigkeit, wenn man die Vorrichtung gebraucht, sie vor Eintritt strenger Fröste vollständig zu leeren und umgestülpt zu überwintern.

Die Regengüsse der letzten Zeit haben nicht nur die Kulturen, sondern auch die Entwidlung des Unkrautes, und letzteres oft in beängstigender Weise, gefördert. Eine der wichtigsten Aufgaben des Gartenpflegers ist es nun, die mannigfach auftretenden Unkräuter energig zu bekämpfen, weil sie einerseits die Kulturpflanzen überwuchern, ihnen also Licht und Luft entziehen, andererseits ihnen aber auch die Nahrung nehmen und überhaupt den Boden auslaugen. Für den ersten Gartenstrend ist es nicht ohne Interesse, sich die einzelnen Unkrautarten etwas näher anzusehen, denn viele Unkräuter geben uns einen Wertmesser für die Bodenqualität und für die wichtigsten Pflanzennährstoffe, die im Boden vorhanden sind oder ihm fehlen. So weist das massenhafte Auftreten der Vogelmiere, eines unserer lästigsten Unkräuter, auf reichen Stickstoffgehalt im Erdreich hin, sagt uns also, daß wir vor der Hand auf die teure Stickstoffdüngung mit Chilisalpeter, schwefelsaurem Ammoniak, Blut- oder Hornmehl, Guano usw. verzichten können, während andererseits das Auftreten von Sauerampfer, d. h. von Vertretern der Gattung Rumex, auf Stickstoffmangel hinweist. Ich werde auf dieses Gebiet später einmal eingehender zurückkommen.

Eine große Zahl der Unkrautarten hat federleichte oder flugsfähige Samen, wie z. B. die Gräser jeder Art, Kreuzkraut, Löwenzahn, Veruskraut usw. Derartige Unkräuter werden uns immer und immer wieder durch den Wind aus verwahrlosten Nachbargärten und von benachbarten Brachäckern und Oedlandereien zugezogen. Gegen die regelmäßig neu erfolgende Ansiedlung solcher Unkrautarten sind wir also machtlos, gegen andere können wir uns aber durch stets rechtzeitiges Bekämpfen der Kulturen schützen. Man behände immer und immer wieder, sobald eine neue Unkrautdecke aufkeimt und lasse sie nicht erst hochwachsen, blühen oder gar Samen reifen. Sobald Selbstausfaat erfolgt, ist das Grundstück auf Jahre hinaus mit Unkrautämereien verseucht, die zum größten Teil im Boden ein Jahrzehnt und oft weit darüber hinaus lebensfähig bleiben und von denen dann bei jeder neuen Bodenbearbeitung oder Loderung wieder eine Fülle in die zum Keimen günstige Nähe der Oberfläche kommen, um dann wieder einen erneuten Unkrautteppich zu bilden. Hierdurch werden manche Ländereien auf Jahre hinaus so verseucht, daß nichts anderes übrig bleibt, als wiederholt hintereinander Hackfrüchte anzubauen, namentlich Kartoffeln und Kohl, durch deren Bekämpfen und Behäufeln das Unkraut stets rechtzeitig entfernt wird.

Die Handhabung von Spaten und Hacke ist für unsere Gartenkulturen von größter Wichtigkeit. Man vertilgt damit nicht nur das Unkraut, sondern man hält den Boden auch locker, durchlüftet ihn

und macht ihn aufnahmefähig für Wärme und Niederschläge. Eine gründliche Bodenbearbeitung und Lockerung ist oft schon eine halbe Düngung.

Auch eine sachgemäße Düngung ist jetzt im Sommer von Wichtigkeit. Die flüssige Sommerdüngung mit Jauche, um die es sich zu dieser Jahreszeit handelt, wird in erster Linie im Gemüsegarten, und zwar für starkzehrende Gemüse angewendet. Hülsenfrüchte und Wurzelgemüse jeder Art vertragen keine frische, also auch keine Jauchedüngung. Letztere wird bei allen Gemüsearten angewendet, deren junge Triebe, Blätter, Blüten oder Früchte wir genießen, also bei Spargel, Rhabarber, Artischocken, Kohlgewächsen jeder Art mit Ausnahme von Kohlrüben, Gurken, Kürbissen und Tomaten. Die Auswahl des jeweils anzuwendenden Düngers muß sich nach der Nutzung der zu düngenden Pflanzengattung richten. Stickstoff befördert bekanntlich das Trieb- und Blattwachstum, deshalb sind alle Gemüse, deren Triebe und Blätter wir genießen, für Stickstoffdüngung dankbar. Eine solche Düngung bieten wir mit Latrine, mit in Wasser aufgelöstem Geflügelmist, besonders Taubendüngung, und mit Hornspänen. In eine 100 Liter fassende Wanne gebe ich zwei Eimer trockenen Taubendüngung, den ich acht Tage lang im Wasser vergären lasse, und dann in der Weise als Düngextrakt verwende und das ich, je nach Wüchsigkeit der zu düngenden Pflanze, von dieser gesättigten Lösung 3-5 Liter in eine Siebkanne mit Wasser gebe. Tomaten, Gurken und Melonen gibt man besser weniger Stickstoff, dafür mehr Phosphorsäure und Kali. Wenn Geflügelmist als Stickstoffdüngung nicht zur Verfügung steht, der beschaffe sich bei einem Drechsler oder Schmied einige Pfund Horn- oder Hufspäne. Diese füllt man für sich allein oder mit Ofenruß gemischt in einen kleinen Sack, den man mit einem Stein beschwert, und dann im Wasserbassin verfenkt. Die Späne zersehen sich hier so allmählich, daß man regelmäßig mit diesem Wasser gießen kann. Starres Düngwasser gebe man aber nur gegen Abend, wenn es sein kann, gelegentlich eines Regens. Selbstverständlich muß Ueberdüngung vermieden werden, da solche nicht nur das Wohlbedingen der Gewächse beeinträchtigt, sondern auch einen ungünstigen Einfluß auf den Geschmack der betreffenden Gartenprodukte ausübt. Das beim Kochen abseuflich stinkende Gemüse von den städtischen Rieselröhren liefert ja eine drastische Illustration zu den Schattenseiten der Ueberdüngung. Fürchtet man einmal zu stark gedüngt zu haben, so ist es ratsam, mit reinem Wasser nachzugießen, wodurch die zu kräftige Lösung im Boden noch verwässert wird. Für solche Gemüse, denen man nur beschränkt Stickstoff zuführen soll, empfehle ich Kuhjauche aus in Wasser gelösten strohfreien Kuhfladen hergestellt. Diese erhält man in Groß-Berlin überall in den Meiereien, bei den großen und kleinen Volles. Weder diese Kuhfladen noch die aus ihnen hergestellte Lösung sieht appetitlich aus, dafür ist sie den Pflanzen aber um so bekömmlicher; Frikette hat sich vollständig daran gewöhnt, und der Kuhstallgeruch behagt ihm mehr als der Bachouliduft gewisser Straßendamchen.

Das Ausstreuen von Kunst-, konzentrierten und mineralischen pulverförmigen Düngemitteln ist gegenwärtig zu meiden oder doch mit größter Vorsicht auszuführen. Diese Düngemittel, namentlich die Salze, dürfen mit Blättern und Blüten nicht in Verührung kommen, da dies schwere Verbrennungsercheinungen zur Folge hat, wodurch man sich ganze Kulturen zugrunde richtet. Ein walnuzgroßes Stückchen Chilisalpeter jetzt auf die Grasnarbe gelegt, hat nach einiger Zeit das Verbrennen von einem Quadratmeter Grasfläche zur Folge, was wohl die Gefährlichkeit dieser Art der Düngung hinreichend beleuchtet. Im Sommer verwendet man die Pflanzennährsalze, wenn man deren Anwendung nicht umgehen kann, nur in Wasser gelöst. Man rechnet dann durchschnittlich ein bis zwei Teile des Nährsalzes auf 1000 Teile Wasser, also ein bis zwei Gramm pro Liter. Ich kann aber immer nur wiederholen, daß nicht im Moorboden, den wir nur stellenweise haben, wohl aber im vorherrschenden mageren Sandboden die Düngung mit mineralischen Düngern ziemlich zwecklos ist und eine vollständige Auszugaugung des Bodens zur Folge hat, also schlimmen Raubbau darstellt. In Bodenarten, die reich an Humus sind, kann man abwechselnd mineralischen Dünger geben, auch Topf- und Balkonpflanzen, die fast stets in fetter Erde (meist Mistbeet- und Komposterde) stehen, ist mineralische Düngung mit Vorteil anzuwenden. Geeignete Mischungen sind das Floranährsalz und die Albertischen Düngesalze, welche die Samenhandlungen auch in kleinen Portionen abgeben. Ihre Anwendung ist da besonders vorteilhaft, wo es sich, wie bei den meisten Balkonpflanzen, um Erzielung eines reichen Blüten Schmuckes handelt. Bei solchen Balkonpflanzen, die nicht ihrer Blüten, sondern der üppigen Ranken halber gepflegt werden, wie mildere Wein, Cseu, japanischer Hopfen usw., gibt man der Stickstoffdüngung, in erster Linie dem Taubendüngung, den Vorzug. Schwache Lösungen, ein bis zwei Gramm pro Liter Wasser, kann man gefunden Balkonpflanzen von jetzt bis gegen Ende August täglich geben.

Eine wichtige Arbeit bildet jetzt auch die Bekämpfung des Ungeziefers. Im Gemüsegarten gibt es ja Pflanzen, die an den Blättern fast frei von tierischen Schädlingen sind, wie viele Rübenarten, Kopsalat, Erbsen (vom Erbsentäfer abgesehen, der bei uns selten ist), wer aber einmal Kohl und große Bohnen kultiviert hat, der kann ein Lied von den Raupen singen, die erstere und von den schwarzen Blattläusen, die letztere oft im wahren Sinne des Wortes

auffressen. Das beste Mittel gegen Käuse ist die Anwendung einer nicht zu starken Abkocung von Quastholz mit grüner oder Schmierseife, auch Tabakstaub mit einem Verstäubungsapparat früh am Morgen auf die noch taufeuchten Pflanzen geblasen, wirkt Wunder. Kohlrampen muß man immer und immer wieder absuchen; man wirft sie in kochendes Wasser, da sie, wie alle behaarten Raupen, vom Hausgeflügel nicht genommen werden. Ein winziger Schädling, der in verschiedenen Arten Zimmerpflanzen, Zierbäume, Bohnen, Gurken und Melonen heim sucht, ist die sogenannte rote Spinne. Je trockener die Bitterung, um so verderblicher tritt sie auf. Auf ihre Tätigkeit ist unter anderem der jährlich zu beobachtende frühzeitige Laubfall der Linden in den Straßen und auf den Plätzen Berlins zurückzuführen. Die befallenen Blätter kränkeln, gelben und sterben schließlich ab. Da die Blätter aber die Lungen der Pflanzen sind, ist es selbstverständlich, daß von der roten Spinne befallene Gewächse ihre Früchte nur unvollkommen oder überhaupt nicht ausbilden können, zumal sie bald verkümmern und absterben. Die Anwendung des obengenannten Sprikmittels ist hier mühevoll, da der Schädling hauptsächlich auf der Rückseite der Blätter lebt, die schwer in allen Teilen zu bespritzen sind.

Auch an unseren Obstbäumen treten jetzt zahlreiche Schädlinge auf. Ich habe in diesem Jahre gegen die pilzlichen und tierischen Schädlinge der Obstbäume zum ersten Male die sogenannte kalifornische Schwefelbrühe, ein in den Obstbaugebieten der Vereinigten Staaten weit verbreitetes Sprikmittel, mit durchschlagendem Erfolg angewendet. Allerdings sind einige Obstsorten, besonders der Sommerapfel Charlamowsky, gegen dieses, aber auch gegen jedes andere Sprikmittel empfindlich; diese Bäume lassen bald nach der Bespritzung eine Anzahl Blätter fallen, erholen sich aber rasch. Die Brühe, die man fertig aus einer chemischen Fabrik bezieht, muß gut verschlossen gehalten werden. Bei der Sommerbespritzung gibt man einen Liter Brühe auf mindestens 30-45 Liter Wasser. Will man mit der Bespritzung gleichzeitig den Apfelwidler bekämpfen, dessen Schmetterling um diese Zeit seine Eier einzeln an die in der Entwidlung begriffenen Birnen und Äpfel ablegt, so muß man ihr Weiarfenat (arsensaures Blei) zusetzen, und zwar ein Kilogramm auf je 100 Liter Brühe. Es ist dies aber ein gefährliches Gift, das die chemischen Fabriken nur gegen Erlaubnis schein, den die zuständigen Polizeibehörden ausstellen, abgeben dürfen. Immerhin wird diese Art der Bespritzung in Amerika allgemein, bei uns schon in zahlreichen größeren Kulturen, auch in den Weinbaugebieten angewendet, kommt aber nicht für Sommer- und Herbstobst, sondern nur für spätes Winterobst in Frage, bis zu dessen Ernte die als feiner Nebelstaub verteilte Lösung längst wieder vom Nachtau und Regen abgewaschen ist. Wenn nicht bald nach dem Spritzen ausgiebiger Regen eintritt, wirkt eine rechtzeitige Bespritzung für die ganze Flugzeit des Apfelwidlers, die im nächsten Monat ihr Ende erreicht.

Hd.

Kleines feuilleton.

Haushirtschaft.

Warum gerinnt die Milch während der Gewitter? Die rasche Veränderung von Milch, Fleisch, Fleischbrühe usw. bei Gewittern ist eine allbekannte Tatsache. Woher aber die Erscheinung eigentlich kommt, ist bisher ganz unbekannt geblieben. Im Volke glaubt man natürlich die mächtigsten Kräfte, also die Elektrizität, dafür verantwortlich machen zu müssen. Neuerdings ist nun ein französischer Forscher, A. Trillat, der Sache nachgegangen. Er hat versucht, Milch in der Nähe von elektrischen Entladungen — die Blitze sind ja nichts anderes — zum Gerinnen zu bringen. Aber weder die Entladungen noch die dabei entstehenden Ozongase, auch nicht Ammoniumnitrat oder salpetrige Dämpfe vermochten die Erscheinung herbeizuführen, ja, die letztgenannten Gase wirkten eher konfervierend. Trillat fand aber, daß schon sehr kleine Mengen von Fäulnisgasen die Milch dahin veränderten, daß sie zu gerinnen begann. Nun sind allerdings nach Gewittern Fäulnisgase in größeren Mengen in der Luft vorhanden. Das kommt daher, weil der atmosphärische Druck geringer ist und so den im Erdboden vorhandenen Fäulnisgasen das Ausströmen erleichtert. Daß übrigens die Druckverminderung allein in der Sache nicht genügt, und Versäuern der Milch herbeizuführen, hat Trillat dadurch nachgewiesen, daß er zeigte, wie Druckverminderungen bis zu 50 Millimeter der Quecksilbersäule keinerlei Einwirkungen auf die Milch auszuüben imstande sind. Und daß es in der Tat die Fäulnisgase selbst sind, die die erwähnten Veränderungen bewirken, ergab sich aus Versuchen bei normalem Luftdruck, wenn in der Nähe der Milch eine Quelle von Fäulnisgasen plaziert war. Auch die Gegenwart von Pflanzenerde, die also in Verwesung befindliche Stoffe enthält, brachte das Gerinnen der Milch hervor. Man kann daher mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Zersetzung animalischer Stoffe wie Milch, Fleisch, Fleischbrühe und dergleichen bei Gewittern daher rührt, daß die atmosphärischen Luftdruckverminderungen Fäulnisgase aus der Erde frei machen, welche die beobachtete Wirkung üben.